

Bund fördert Berliner Kulturstätten

Der Bund fördert die Berliner Kultur in den nächsten Jahren mit Millionensummen. So kann die Stiftung Preußischer Schlösser und Gärten für ihre Anlagen im kommenden Jahr mit 1,8 Millionen Euro aus dem geplanten 200-Millionen-Euro-Sanierungsprogramm der Bundesrepublik rechnen. Der Haushaltsausschuss des Bundes habe am Donnerstag eine deutliche Aufstockung des Kulturetats beschlossen, teilte der SPD-Haushaltsexperte Johannes Kahrs am Freitag mit. Insgesamt seien Maßnahmen im Wert von 740 Millionen Euro beschlossen worden, knapp 120 Millionen davon für 2016.

In Berlin können unter anderem das Märkische Museum, das Alliierten-Museum und das Haus der Kulturen der Welt künftig größere Summen abrufen, wie der SPD-Bundestagsabgeordnete Swen Schulz mitteilte. Nach einem Bericht des »Berliner Kuriers« soll auch die Sanierung des denkmalgeschützten Strandbads Müggelsee mit insgesamt vier Millionen Euro vom Bund unterstützt werden. Bei einigen Projekten schießt das Land Berlin Geld hinzu.

Für den Nachbau des Berliner Stadtschlösses sowie der Rekonstruktion der Schlossfassade sind nach Angaben von Stiftungssprecher Manfred Rettig bisher rund 42 Millionen Euro an Barsing eingegangen. Zusammen mit den Sachleistungen sei damit etwa die Hälfte der insgesamt nötigen Spendensumme von 105,5 Millionen erbracht, sagte Rettig am Freitag bei einer Baustellenbegehung. Auch bei der historischen Rekonstruktion der Schlossfassaden habe man Halbzeit. »Ich freue mich jeden Tag über den sichtbaren Fortschritt. Das Bauvorhaben befindet sich im Kosten- und Terminplan.«

Das auf insgesamt 590 Millionen Euro veranschlagte Mammutprojekt in der Mitte Berlins soll bis zum Sommer 2018 bezugsfertig sein. Unter dem Namen Humboldtforum soll es ein modernes Museums- und Kulturzentrum werden. Den Löwenanteil der Kosten trägt der Bund. *dpa/nd*

Ticciati erhält DSO-Vertrag

Der erst 32-jährige Dirigent Robin Ticciati hat seinen Vertrag als neuer künstlerischer Leiter des Deutschen Symphonie-Orchesters (DSO) Berlin unterzeichnet. Der Brite tritt sein zunächst auf fünf Jahre festgelegtes Engagement zur Saison 2017/18 an. In der aktuellen Spielzeit wird Ticciati das DSO am 28. Februar 2016 in der Berliner Philharmonie dirigieren. Er ist seit 2009 Chefdirigent beim Scottish Chamber Orchestra und seit Sommer 2014 Musikdirektor der Glyndebourne Festival Opera. Regelmäßig gastiert er bei international führenden Orchestern. *dpa/nd*

Filmkulisse Berlin

Hollywoodregisseur Steven Spielberg bringt 25 Jahre nach der Wiedervereinigung ein brisantes Stück Zeitgeschichte auf die Kinoleinwand. In seinem Thriller »Bridge of Spies – Der Unterhändler« mit Oscar-Preisträger Tom Hanks (59) in der Hauptrolle, der am Freitag Europapremiere in Berlin feierte, geht es um den Agentenaustausch zwischen Amerikanern und Sowjets im Kalten Krieg. An zwölf Schauplätzen in Berlin und Brandenburg drehten der US-Starregisseur und sein Team. Einer der zentralen Handlungsorte im Film ist auch der Flughafen Berlin-Tempelhof. *dpa/nd*

Batterien für die Wehrmacht

Ausstellung in Niederschöneweide dokumentiert die Zwangsarbeit für den Quandt-Konzern

Von Jürgen Amendt

Von Conrad Adolf Schreiber ist nicht viel bekannt. Man kennt sein Geburtsjahr (1896), seinen Beruf (Kaufmann), weiß, dass er während der Zeit der Nazi-Herrschaft den Rang eines SS-Unterscharführers innehatte und während des Krieges in Berlin-Niederschöneweide ein Zwangsarbeiterlager leitete. Die Häftlinge dort mussten u. a. in der zum Quandt-Konzern gehörenden Fabrik Pertrix Trockenbatterien und Taschenlampen für die Wehrmacht herstellen. Von den Sklavenarbeitern wurde Schreiber als äußerst grausam beschrieben. Er habe »schnell zugeschlagen« und nie »ruhig gesprochen«, sondern »immer geschrien«. Nach 1945 wurde der SS-Mann inhaftiert, kam jedoch bald frei, dann verliert sich seine Spur. 1971 konnte das Ministerium für Staatssicherheit der DDR zwar seinen Wohnort im Westen herausfinden, juristisch wurde Schreiber jedoch niemals belangt. Wann er starb, wie er bis zu seinem Tod lebte – wir wissen es nicht.

Schreibers lückenhafte Biografie findet sich auf einer der Stelen der am Freitag im Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit an historischem Ort des Zwangsarbeiterlagers in Niederschöneweide eröffneten Sonderausstellung »Batterien für die Wehrmacht – Zwangsarbeit bei Pertrix 1939-1945«. Das sagt viel über die über Jahrzehnte hinweg lückenhaft betriebene Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte in Westdeutschland aus. Aber nicht nur dort blieb das Thema Zwangsarbeit im Alltagsbewusstsein der Bevölkerung ein weißer Fleck. Die politische und juristische Aufarbeitung begann in der DDR, die sich als antifaschistischer Staat definierte, früher, doch aus Scham, sich durch Wegschauen schuldig gemacht zu haben, schwiegen und verdrängten auch hier weite Teile der Bevölkerung.

Wie in kaum einem anderen Lager ist das in Niederschöneweide stadtschichtarchitektonisch fassbar. Das Lager, in dem ab 1943 Häftlinge aus den von der Wehrmacht überfallenen und ok-



Was von Geschichte bleibt, ist vergänglich: Reste einer bei Pertrix produzierten Batterie

Foto: Simone Bilgram

kupierten Ländern interniert waren, war von jedem Balkon, von jedem Fenster der umliegenden Häuser aus einzusehen – es liegt in einem Karree inmitten eines Wohngebiets. Zwangsarbeit, so der Berliner Kulturstaatssekretär Tim Renner am Donnerstagabend beim Festakt zur Eröffnung der Ausstellung, habe im Deutschen Reich von niemandem übersehen werden können.

2006 wurde das NS-Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit eröffnet, seit 2013 wird dort in einer Dauerausstellung über die Geschichte des Lagers informiert. Die jetzt gezeigten Exponate in einer zweiten ehemaligen Häftlingsbaracke beleuchten die Rolle der Firma Pertrix. Rund 2000 Zwangsarbeiter - KZ-Häftlinge, Berliner Juden und Kriegsgefangene - wurden dort in den letzten Kriegsjahren zur Rüstungsproduktion eingesetzt. Zentrales Anliegen der Ausstellung sei es, »den Zwangsarbeiterinnen und

Zwangsarbeitern Namen, Gesicht und Stimme zu geben«, betonte die Leiterin des Dokumentationszentrums, Christine Glauning, in ihrer Eröffnungsrede. Die Kuratorin der Ausstellung, die Historikerin Uta Fröhlich, hat dafür in jahrelanger mühe-

»Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen.«

Primo Levi,
Auschwitz-Überlebender

voller Arbeit rund 1700 Einzelschicksale recherchiert. Manche Lebensläufe seien gut dokumentiert, so Fröhlich, viele andere müssen im Dunkeln bleiben.

Die Besucher können die Namen in einer visualisierten Medienstation re-

cherchieren. Eines der darin dokumentierten Schicksale ist das der Familie Kocur. Theodor Kocur stammt ursprünglich aus einer wohlhabenden Bauernfamilie in der Ukraine, die zu Sowjetzeiten enteignet wurde. Gegen Kriegsende floh er mit seinen Eltern und drei Geschwistern vor der heranrückenden Roten Armee gen Westen. Dort fielen sie deutschen Truppen in die Hände und gelangten Anfang Januar 1945 nach Berlin, wo der 17-jährige Theodor bei Pertrix arbeiten musste. Bei Kriegsende schlug sich die Familie nach Bayern durch und emigrierte 1949 in die USA.

Theodor und seine sechs Jahre jüngere Schwester Maria hatten den weitesten Weg zur feierlichen Eröffnung der auch ihnen gewidmeten Ausstellung zu bewältigen. Dass die Überlebenden des NS-Terrors als Zeitzeugen auftreten können, wird mehr und mehr zur Ausnahme. Die Erinnerung wird an die nachfolgenden Generati-

onen weitergegeben, die sie im kollektiven Gedächtnis bewahren müssen. Das wurde auch am Donnerstagsabend deutlich. Die 90-jährige Czesława Daniłowicz aus Polen, die 1943 nach Berlin verschleppt wurde, musste ihre Teilnahme kurzfristig aus gesundheitlichen Gründen absagen. Ihr Grußwort verlas die 16-jährige Schülerin Jule Fröhlich in eindringlichen, nachfühlenden Worten.

Hauptprofiteur der Zwangsarbeit in der Batterie-Fabrik war die Familie Quandt. Stellvertretend werden der NS-Wehrwirtschaftsführer Günther Quandt und sein Sohn Herbert Quandt in der Ausstellung porträtiert. Dass diese Zustände kommen konnte, ist der nach der im August dieses Jahres verstorbenen dritten Ehefrau Herbert Quandts benannten Johanna-Quandt-Stiftung zu verdanken, die mit rund 5,4 Millionen Euro u. a. die Rekonstruktion zweier ehemaliger Unterkerkerbaracken finanzierte. Ein weiterer Geldgeber ist das Land Berlin. Am Rande der Eröffnungsfeier wurde bekannt, dass nach jahrelangen Verhandlungen der Haushaltsausschuss des Bundestages am Donnerstag beschlossen hat, die Arbeit des Dokumentationszentrums mit 330 000 Euro zu bezuschussen.

Zeitgleich mit der Ausstellung nahm auf dem Gelände des ehemaligen Zwangsarbeiterlagers eine Internationale Jugendbegegnungsstätte (IJB) ihren Betrieb auf. Dort können sich künftig Jugend- und Schülergruppen mit den Mechanismen von Ausgrenzung und Ausbeutung während der NS-Zeit auseinandersetzen, damit, wie der Direktor der Stiftung Topographie des Terrors, Andreas Nachama, in seiner Rede in einer Abwandlung des berühmten Zitats des Auschwitz-Überlebenden Primo Levi betonte, das, was geschehen ist, nicht noch einmal geschehe.

Sonderausstellung »Batterien für die Wehrmacht«, Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit, Britzer Straße 5, Treptow-Niederschöneweide, bis 20.11.16; www.dz-ns-zwangsarbeit.de

Bis zur Orgie in Feuerrot

Im Admiralspalast feiert »Thriller Live« das Phänomen Michael Jackson

Von Volkmar Draeger

Er sei geboren, um zu singen, und habe gelebt, um Menschen zu unterhalten, moderiert einer der Sänger. Vielleicht ist dies die treffendste Kurzbeschreibung des Phänomens Jacko. Bereits wenige Monate vor Michael Jacksons tragischem Tod eroberte die Tribute-Show »Thriller Live« das Londoner West End, und dort läuft sie inzwischen in der sechsten Saison mit ungebrochenem Erfolg. Schon 2010 gastierte sie auch im Admiralspalast, kehrt nun, erweitert um Titel wie »Human Nature« und »Remember the Time«, an diesen Ort zurück, um den wohl einzigen, den wahren Megastar zu feiern, der mitreißende Musik, vibrierenden Tanz, avantgardistisches Belegvideo und eine häufig humanistische Botschaft zum bis dahin ungekannten Gesamtkunstwerk gesteigert hat.

Davon erzählt der Regisseur und Choreograf Gary Lloyd in einer Zweieinhalb-Stunden-Show, die Jacksons von Ehrungen für außergewöhnliche Kreativität und Vielseitigkeit gepflasterten Weg nachzeichnet: vom Knaben bei den Jackson Five bis zum Star in schwindelerregender Höhe – und Einsamkeit. LED-Panels mit ihren Lichtspielen, prächtige Kostüme voller Gold und Glitzer, leinwandgroße Projektionen bilden den äußeren Rahmen, in dem sich die Musik von den sanften Balladen bis zum funkigen Soul perfekt entfalten kann.

Sie beginnt mit einer Reminiszenz an die Motown-Ära und bringt sogar einen Knips auf die Bühne, der so souverän agiert, als wäre er Little Michael selbst. Dann folgen voll entzündlicher Energie all die Songs des vielfachen Grammy-Gewinners, die man kennt und liebt. Was die unter



Foto: Irina Chira

einer Brücke verborgene Band vorgibt, das nehmen hervorragende Sänger um Cleopatra Higgins vom Typ Janet Jackson und die elektrisierenden Tänzer auf, als wollten sie den Saal in Brand setzen. Die Herzen der Zuschauer haben sie da längst entflammt. »She's out of my Life« knistert sich unter die Haut und zeigt Michaels gefühlvolle Seite, ehe die Salti der Tänzer die Rückkehr in dessen rockigen Gestus feiern und mit roten Fahnen »Can you feel it« beenden.

Flic Flacs der explosiven Tänzer leiten auch den Teil nach der Pause ein. Er reiht jene Hits, die Jacksons unsterbliches Erbe ausmachen, »Beat it«, »Billie Jean«, »Man in the Mirror« mit einem Bilderfries aus Luther King, JFK, Lennon, Mutter Teresa, Mandela und Obama als Idolen, dann im geschlossenen Beitrag des Abends »Smooth Criminal« als eine

Orgie in Feuerrot. Die Show liefert, was der Nachwelt an Michael hoch und heilig ist: Genitalgriffe und Hutspiel, Beinwürfe, Moonwalk, ruckhafte Bewegungen, flinke Drehungen, verblüffende Schräglagen und all jene nervöse Intensität, wie sie bei keinem anderen auch für ein Zeitgefühl steht. »They don't care about us« mit seinem Marschrhythmus, dem zwingenden Tommelklang und dem Appell, sich gegen Hunger und Hass zu engagieren, reißt förmlich von den Sitzen. Ab dem brillanten Solo »Billie Jean« des Michael-Doubles Sean Christopher sitzt eh niemand mehr, zum Finale aus »Thriller« und »Bad« tanzt, klatscht, singt das gesamte Haus. Eben: Michael forever.

Bis 15.11., Admiralspalast, Friedrichstr. 101, Mitte, www.thrillerlive.com, Tel.: 01806/101 011

Stärker als der Krieg

»Black Angels« von George Crumb im Konzerthaus

Von Stefan Amzoll

»2 x hören« hat sich leicht verändert. An die Stelle des mit dieser Reihe sehr erfolgreichen Arno Lückers ist der Komponist und Dirigent Christian Jost getreten, geboren 1963 in Trier. Jost ist eher Alleinunterhalter mit einem Quantum zu viel Didaktik. Gelegentlich, besser selten, zieht er auch die mitmachenden Musiker ins Gespräch. Das mag der eine bedauern, der andere nicht. Jedoch der Mann ist weltgerüst, er kennt Künstlerfiguren der ausgefallensten wie edelsten Sorte.

Mit dem US-Amerikaner Georg Crumb stand Jost schon früh in Kontakt, als er in den Staaten seine Studien trieb. Crumbs wichtigste Werke sind ihm vertraut. Mit »Black Angels« an diesem Abend hat Jost einen ausgezeichneten Griff. Wahrhaft ein Werk von Weltgeltung. Das Delian: Quartett, zwei Damen, zwei Herren, bot im Werner-Otto-Saal das knapp halbstündige, mit percussiven Elementen durchsetzte Stück, wie im Reihentitel versprochen, zwei Mal. Zu Beginn und am Ende. Wiedergaben voller Intensität, geisterfüllt und, es darf nicht anders von der Zunge, in höchster technischer Vollendung. Komplette heißt die Komposition »Black Angels – Thirteen Images from the Dark Land for Electric String Quartet« mit angefügter Klammer »in tempore belli« (in kriegerischen Zeiten). Uraufgeführt wurde sie vom Stanley Quartet 1970 in Ann Arbor, Michigan. Damals galt das Wort »Angel« auch jenseits der Predigt etwas. Die Erinnerung an Paul Klees »Angelus Novus« und die weltkritischen Reflexionen Walter Benjamins darauf lag noch nicht allzu ferne. Heiner Müllers Gedichte auf den flügellosen Engel entstehen später. Heute heften sich Motorradgangs oder Black Metal Bands das Zeichen an.

Die Engel bei George Crumb kommen nicht zufällig. Sie sind letzte Gebilde. Imaginationen eines Verzweifelten, dem das Entsetzen nicht aus dem Kopf will und dessen Tränen nicht trocken wollen. 1970 kulminiert der Vietnamkrieg. Die US-Luftwaffe, auf Ausrottungstour gegen den Kommunismus, bombardiert im Namen der Freiheit Nordvietnam und Kambodscha. George Crumb ist wie viele Amerikaner von Anfang gegen diesen unheiligen Krieg und stellt sich als Mensch und Künstler dagegen. Der Schrei muss aufs Heftigste rausgelassen werden, und die Trauer muss tiefer gehen, als ähnliche Musik der Gegenwart es zuvor vermochte.

Das gelingt dem Meister mit »Black Angels«. Einzigartig dies Werk des mutigen, auf hohem Niveau komponierenden Künstlers. Es setzt der Unheiligkeit tatsächlicher Geschehnisse das geheiligte, unausrottbare Menschentum gegen diesen. Diverse christliche Metaphern, Zahlensymbolik, Zitate der verschiedensten Art flossen in die teils kreis-, wellen- und stromlinienförmig gearbeitete Partitur, etwa Takte aus Schuberts Streichquartett »Der Tod und das Mädchen«, hauchdünn auf dem Griffbrett gestrichen, Spuren vietnamesischer Volksklänge, Elemente des apokalyptische »Lacrymae«, dessen Fiber und Tränenfülle Händel, Liszt, Mascagni inspiriert haben, es in Töne zu setzen. Auch Topoi des gewaltförmigen »Dies Irae« der katholischen Totenmesse, von zahllosen Komponisten verbildlicht, klingen an.

Eineig markante Stellen demonstrierte das Ensemble dem Publikum, während Moderator Christin Jost profunde Erklärungen dazu lieferte. Ein höchst instruktiver, mit viel Beifall bedachter Abend.